



## Das alte Christkind.

Skizze von Walter Burk.

(Nachdruck verboten.)

Heute galt es den letzten Gang durch das altehrwürdige Elternhaus, Abchied zu nehmen von all den wohlbetantenen Ecken und traulichen Winkeln, in deren jedem irgend eine Erinnerung ruhte! Da war das dunkle Loch zwischen den hohen Doppelüren, in dem Friz Sander, kaum dreißigjährig, die ersteilige abgehört hatte; da gähnte die Holzkammer, in der er einst jener großen Ratte begegnet war, die ihn so unerhördet und ruhig angehaucht hatte, daß er es mit der Angst kriegte und sein Heil in die Flucht suchte. Da war die Schrankkammer mit all dem Geräuspel aus alten Zeiten, mit dem letzten Periklitopf, der mit den gemalten, häuerlich harren Augen so unheimlich nach dem Hünerhof hinausstierte, da fristete der pudrige alte Tischau von Großvater ruhmlos sein verstaubtes Dasein, in Gesellschaft des jabelhaft langen Schlepptafels des verlassenen Bürgerwehkommandanten. Kein noch so wuchtiger Heldenname hätte diese schreckliche Waffe des Koffes wegen aus der Scheibe gebracht.

Und da stand ja auch noch, mutig wie immer, das schwarz gefächelte treue Wägenpferd und gemahnte an manchen frühlichen Ritt und eifriger weniger frühliche, aber desto schwingvollere Raramobilien.

Friz Sander trat hinaus auf den langen Hausflur mit den glatten Steinfliesen, auf denen sich einfließen zu „schleifen“ ließ. Auch hier nahm er Abschied, mit trübem Gebancken. Seit fast 300 Jahren hatten die Sanders als alte Säus in Besitz; aus den bestbehaltenen, Kleinbürgerlichen Verhältnissen hatten sie sich zu Reichtum und Ansehen emporgeschwungen, und aus dem dunklen Arbeitsstube der einstigen Tuchmacher war eine Fabrik gemorden, die draußen vor dem Stadthorn ihre mächtigen, ruffgeschwärtzten Schöte den Himmel streckte und in der Hunderte von Maschinen tausenden, Hunderte von Menschen ihr Brot fanden.

Aber das alte Wohnhaus in der Stadt hatte wohl seiner jener Vorfahren zum letztenmal je verlassen, als auf der Bahre und die Hüge voraus. Nur er sollte jetzt fort, in den besten Jahren, im Wohlsein seiner Fähigkeiten, ein Geschäftsmann.

Wie das alles gekommen war? Ach, das war eine lange Geschichte, im Anfang lustig, zum Schluß traurig. Und schuldlos war er auch nicht, gewiß nicht! Aber gewährt hatte er sich gegen das heraufziehende Angeld wie ein Mann, lange lange Nächte hatte er arbeitend auf dem Bureau verbracht; eine tollkühne Spekulation sollte zuletzt mit einem Schlag das sinkende Schiff seines Wohlstandes wieder flott machen. Aber auch diese letzte Hoffnung war gescheitert. —

Nun war es eben gekommen, wie es hatte kommen müssen! Seufzend trat er in das Wohnzimmer, wo die Auktion beginnen sollte und die Gerichtsbeamten gerade dabei waren, es sich bequem zu machen. Ringsum war der zum Verkauf gelangende Hausrat unordentlich und lieblos auf Stühlen und Stühlen aufgestellt, und als Sanders sich zufällig an einen Maßstabler stieß, klirrte es wie Glas. „Der Christbaumstumpf!“ kam es von seinen Lippen; schon wollte er gleichgültig weitergehen, da zwang es seinen Blick hinein in das blinkende Glitzern.

Da glänzte eines stählernen Ständchens künstlicher Glasblase, da sah die Wattetaube auf dem bunten Stern im glitzrigen Netz, der Schneemann aus weißer Wolle ruhte hier, unentwegt den Besen im Arm, da funkelten silberne Äugeln und Sterne und selbstvergoldete Nüsse aus bescheidenen Tagen.

Aber aus dieser Herrlichkeit heraus redten sich zwei plumpe, hölzerne Puppenhände wie stehend dem nachstehenden Besucher entgegen. Dem geht ein Lächeln über den herben Mund, dann blickt er sich und hält eine eigentümlich feste, kleine Gestalt aus dem Korb. „Unser altes Christkind!“ sagt er leise und bestaunt die wunderliche Figur, als läge er sie heute zum erstenmal.

Schon ist es ja nicht, das alte Christkind der Familie Sander, dazu ist es auch viel zu alt und gar zu oft aufmerksam gewesen, aber alljährlich seit 100 Jahren hat es doch immer wieder den Ehrenplatz bekommen, ganz oben auf der Spitze des Christbaums, und einladend die kleinen, kleinen Holzgänse ausbreitet, wenn die Kleinen herantraten mit erwartungsvollen Wangen und glänzenden Augen. Und ob es gleich alle Jahre an Schönheit verlor und das Goldpapier seines Kleides allmählich schwarz und verdrähtet auswich und der eine feine goldene Fingerring sogar einmal halb verbrannt war, gab es doch niemand im Hause Sander, dem das goldene Christkind nicht wunderbarlich erschienen wäre.

„Eine Antiquität, Herr Sander?“ fragte einer der Besonderen.

„Schon so was Ähnliches“, antwortete dieser, „mein Urgroßvater soll das Ding geschnitten und so dröckig herausgeputzt haben. Sehen Sie; sogar die Haare sind von Gold!“

„Wir haben es immer sehr in Ehren gehalten, das alte Christkind!“ Mit diesen Worten wollte er es in den Korb zurücklegen.

„Wollen Sie's nicht behalten, Herr Sander?“ meinte der gutmütige Auktionator, „wir lösen ja doch nichts dafür.“

„Ich möchte wohl . . .“  
„So nehmen Sie es nur“, lachte der Mann, „das kann ich schon verantworten.“ Wenn ich Ihnen nur auch sonst gefällig sein könnte . . .

Friz Sander hatte nicht in dem kleinen Landhütchen, wo er seine glücklichen Tage verlebte hatte, bleiben wollen, obgleich ihm teilnehmende Freunde eine zwar bescheidene, aber doch zur Not ausreichende Existenz geboten hatten. Er wollte von vorne anfangen, niemand etwas zu danken haben, aus eigener Kraft wieder hochkommen, das Schicksal zwingen! So war er in die nahe Großstadt gezogen und hatte sich mit Frau und Kind in einer ärmlichen Mietstube der Vorstadt eingemietet.

### Der Stern von Bethlehem.

Mein Deutschland, hörst du Weihnachtsklopfen?  
Hörst du die Friedenshohlerkeit lein? oder fern?

Was soll am Himmel jener Stern bedeuten? . . .  
Es bricht aus dunkler Nacht der hell'se Stern.

Ihr Kämpfer, die ihr opfert Blut und Leben,  
Die ihr im Feindeslande haltet Wacht,  
Ihr Tapfern in den düstern Schützengraben:  
Blickt zu dem Stern empor in heil'ger Nacht.

Ihr Heiden, die verwundet von Geschossen,  
Verlassen duhet, ener Seimat fern:  
Schaut himmelan! vom Wunderglanz umflossen  
Güht in der Fremde lieblich euch der Stern.

Ihr Hoffnungslosen, die ihr bittre Tränen  
Um eure Toten schmerzgebrochen weint:  
Verzichtet nicht euer Herz in dumpfem Sehnen,  
Sucht betend jenen Stern, der tödlich scheint.

Den Stern von Bethlehem, der alle Zeiten,  
Die Welt durchstrahlt mit sieghaft hehrer Schein . . .  
Auch jetzt, mein Vaterland, in diesem Streiten,  
In Not und Tod wird er dein Helfer sein.

Jidore Kaulbach.

### Wiemohl er sich bezüglich seiner Pläne keinen toigen Hoffnungen hingab und entschlossen war, alles anzugreifen, was ihm ermöglichte, ein noch so bescheidenes Fortkommen zu finden, begann doch nach einiger Zeit seine Unermüdlichkeit zu erlahmen, als alle Bewerbungen unfruchtbar und alles Sagen vergeblich war. Von Friz bis spät war er auf den Beinen, da wurde keine Stelle frei, um die er nicht nachgesucht hätte, aber jeden Abend war sein Schritt langsamer und müder, wenn er hinaufstieg in die Vermisslichkeit seiner Dachwohnung.

Frau Elisabeth aber sah zu Hause und schrieb mit blaugelbten Händen Adressen. Das Tauend für 3 Mark!

Und nun war Weihnachten immer näher gekommen, festlicher glänzten abends die Straßen, Leute, die sonst das ganze Jahr nicht zu bewegen gewesen wären, ein Paket zu tragen, und die immer mürrisch ihrer Wege gingen, eilten hochbehaftet durch die Stadt, den lachenden Schimmer der Freude in den Augen. Schon glänzte hier und da ein verfrühter Pflanzbaum.

Friz Sander fand freier und dem hell erleuchteten Schauffenster eines Juweliers und betrachtete mit stummer Interessiertheit den Schmuck aus alten Goldarbeiten, der den Mittelpunkt der Auslage bildete. Wo hatte er denn gleich solche Dukaten gesehen? Er . . . hatte er am Ende selbst einmal so was gehabt? Aber natürlich! Wo waren die Goldstücke denn gleich hingekommen? Er lachte plötzlich so laut auf, daß die Umstehenden ihn erstaunt ansahen. Voriges Jahr hatte er die Dinger fast vermisst, als die Not zum erstenmal ernstlich an die Tür geklopft! Und jetzt hatten sie diesen Wert!

Seine Gedanken begannen zu wandern, zuerst durch helle, warme Zimmer voll Lichterglanz und Weihnachtsjubel, dann hinauf über steile, mühselige Treppen in ein halbdunkles Dachgeschoss, wo zwei kleine Mädchen seufzend die letzten Schritte zählten, die sie dem geflügelten Ofen opfereten . . .

Friz Sander blickte nach Hause.

Als er die Stube betrat, fand er seine Frau am Tisch sitzend und im Schein des flackernden Lampendins arbeitend; sie nahm sich nicht einmal Zeit, sich nach ihm umzusehen. „Wozu auch?“ Der Gatte drückte doch nur ein reißes Kop-

schütteln. Aber unter dem Tisch hervor schloß ein kindlicher Nabelstrich, und ein kleines, rundliches Wesen mit blonden Zöpfen kam ihm eilig entgegengetrippelt und hinterher kumpelte geräuschvoll der primitive Puppenwagen, den er neulich dem Töchterchen aus einer Zigarrenkiste und vier Federrollen gefertigt hatte.

„Hast du das Christkind gesehen, Vater?“  
Die Eltern wendeten einen trübten Blick.

„Vorhin ist's am Fenster vorbeigezogen. Ganz gewiß! Nicht, Mutter?“ Die Mutter nicht nur, aber der Vater nahm plötzlich eine ganz lustige Miene an, hob mit fröhlichem Schwung sein kleines Mädchen auf den Arm und trug es nach der hintersten Zimmerdecke. Dort neben dem Ofen legte er sich auf die Holzstühle, und dann wurde eine gar wunderbare Geschichte erzählt von einer herrlichen, goldenen Suppe, die das Christkind dazugehen habe für ein gewisses kleines Mädchen. „Aber wer mag denn nun dies glückliche Mädchen sein?“ schloß der Erzähler und machte lustige Augen.

Da freilich das winzige Wesen hell auf und kühlerte geschnitten dem Vater die Antwort ins Ohr. Der aber nicht vernünftigt, stand auf und verschwand in der antöndlichen Schlafkammer; kopfschüttelnd sah die Frau hinter ihm drein.

„Was das ein Jubel, als das „alte Christkind“ als Weihnachtspuppe in die Zigarrenkiste gebettet wurde, fast allzu groß für ihre garte Konstitution war die entfaltete mütterliche Fürsorge. Der gütige Geber aber war nach Kinderart sofort vergessen und sah nun seiner Frau gegenüber mit ratlosem, sorgenerfülltem Herzen.

„Was hilft denn aller Mühe und das größte Selbstvertrauen, wenn dich gar keine Wohlglückigkeit bietet, den Kampf um's Dasein überhaupt aufzunehmen? Nicht mal zum Schneeflocken taugt man! . . . Agenturen? Ach dich nicht auslassen! . . . Wenn mal das Leben ein Bißchen gut ist, den läßt es so bald nicht wieder auf die Hüfte kommen.“

Ein schweres Schweigen legte sich über das Zimmer.

„Das Geld . . . das Geld . . .“ schluchzte Frau Elisabeth.

Und wieder schloß die Kinderstube unter dem Tisch hervor: „Daid? Ich hab Daid . . .“ Wüßten froch das Kind heran und richtete sich an des Vaters Knie empor: „Da! Da!“

Friz Sander hielt einen glänzenden Goldbuten in der Hand!

„Woher hast du das?“ stammelte er und griff nach dem vergilbten, unähnlich gefalteten Billett, das die Kleine in der anderen Hand hielt; dabei sah er, daß das Kind die Pappierpuppe ausgegossen hatte.

Das Goldgemad lag abseits, während der kleine Holzkörper im „Wagen“ ruhte.

„Da drin ist's gewesen“, sagte die Puppenmutter, auf die Pappierhülle zeigend.

Vorsichtig glätteten Sanders Finger das Billett, auf dem er zu seiner Verwunderung die charakteristische Handschrift seines Urgroßvaters erkannte, deren Scherfete er in alten Geschäftsbüchern oft genug bewundert hatte; dann bremte er mit halbauter Stimme zu lesen.

Dies Christkind habe ich Christian Heinrich Sander, Tuchmachereimer, für meine kleine Kinder selbst geschnitten und meine gute Vette hat ihm das gülden Köstlein gemacht, mit vieler Mühe und nach der neuesten Mod'. Damit es jedoch nicht nur von außen sichtbar sei, haben wir ihm diesen Dukaten in das Wiederlein prattigiert. Welches wir uns bei dem guten Geschäft, lo wir dies Jahr gemacht, wohl haben spendieren können. Es wird wohl ein Christtag sein, an dem der Goldbutz wieder zum Vorschein kommt; der Funder soll ihn für sich behalten, wenn er es bedürftig ist, sonst aber armen Leuten ein Freudegen damit machen.

Um ersten Advent 1812.“

Die junge Frau hatte es vor sich hingelacht und schaute in die Augen ihres Mannes, in denen es leissam feucht wurde. Der aber stand wortlos auf, nahm den dünnen Mantel von Haken, setzte den verschlossenen schwarzen Hut auf und kümmte die Treppen hinunter.

Nach einer Stunde etwa kam er wieder, mit einem kleinen Christbaum und einem großen vollenen Tisch für Frau Elisabeth, die alte Holzpuppe aber vertauschte er mit einer neuen mit Schlangenan und feinen blonden Haaren. „Dich selbst hast du verargelt!“ meinte die Gattin mit sanftem Vorwurf, er aber schüttelte geschmissenissol den Kopf und brummte etwas wie „das Beste kommt zuletzt“.

Als aber der bescheidene Lichtbaum errichtete und die kleine Familie andächtig darunter stand, schlang Friz Sander den Arm um seines Weibes Schultern und erzählte mit freudebeobender Stimme, daß der Juwelier, bei dem er den Dukaten verkauft, sich als ein alter Freund seines Vaters entpuppt habe. Kaum habe dieser von seiner Postlage gehört, lo habe er ihm den momentanen freien Buchhalterposten in seiner großen Silberwarenfabrik übertragen.

Schwermütig fanden die drei, broben aber auf des Christbaums höchster Spitze breitere legend die festen Hände des von Frau Elisabeth's gelächten Fingern sorglich wieder zusammengelickte „alte Christkind“.

# Die Glücksmistel.

Von Edmund Gallus. (Nachdruck verboten.)

Unsere Weihnachtszeit ist unentbehrlich ohne die vielbesungene Tanne als Weihnachtsbaum. Dazu geflüchteten den letzten Jahren mehr und mehr die Misteln, das fleischlose und trockene Laub, noch Lanzenwurz geblüht, das als runder Busch den Wohlstand sich erkort, wie namentlich Papawellen, dann aber auch Kiefern, Linden, Fichten u. a. Das ganze Jahr durch führt die Mistel ein stilles, zurückgegangenes Leben auf luftiger Baumeshöhe, gleich einem einsamen Klausner oder mürrischen Tölpel. Nur der Bauer flachtet ihr einen Besuch ab, sie aussortiert, oder eine Droschel, von ihren Beeren sich zu nähren. Aber um die Weihnachtszeit kommt sie plötzlich zu hohen Ehren, auf keinem Markte irgend einer größeren Stadt pflegt sie um diese Zeit zu fehlen; im eleganten Schaufenster des Blumenhändlers thront sie neben tropischen Orchideen, hält in jedes Haus ihren Einzug und ist so unerhört zum Range einer Bevorzugten empor gestiegen.

Die Sitte, unseren Weihnachtsbäumen Misteln beigegeben, die Wohnräume damit zu schmücken, kam von England zu uns, und obwohl dort der Pringemahl von Koburg die deutsche Sitte der Weihnachtsstange einführt, so vermochte diese doch die Mistel nicht zu verdrängen. Die meisten Misteln, welche das britische Inselreich bezieht, stammen aus der Bretagne, dem nordfranzösischen Küstenstrich, und die Weihnachtszeit findet daher für die arme, nur vom Fischfang lebende Bevölkerung eine Quelle reichlicher Reueinnahmen, denn, nach einer Notiz, die mit vorliegt, ist der Bedarf in Misteln zehnmal größer als derjenige an deutschen Weihnachtsbäumen. Da aber der natürliche Vorrat an Misteln nicht ausreichte, am den reifigen Bedarf zu decken, so werden sie angebaut. Zu Weihnachten herrscht ein züchtiges Leben in den Häfen St. Malo und St. Brieg, wo auch die Verladung für die Produktion der normannischen Inseln stattfindet. Ihre Tage gehen nicht bloß nach Mission, sondern auch nach Jerlen, Schiffe ab, schwer mit Misteln beladen. Die britischen Schiffe, die diesen Britenland holen, erhalten Vergünstigungen bei ihren Einkäufen, die Matrosen müssen sich außerdem unterwegs einiges zu „separieren“, das sie zu Hause in Westindien umzuwandeln. Zur letzten Fahrt vor Weihnachten, wenn die „Christmas Ships“ kommen, erhält jedes der Schiffe einen großen Busch, der vor dem Kapitänskabinett am Bugspriet angebracht wird und dem Fahrzeug Glück für die Jahresfahrt bringt. Die Matrosen erhalten einen besonderen Strauß, den die jüngste Schiffsjunge an die Spitze des Mastes binden muß.

Wie aber kam die Mistel in den Ruf, besondere Glückbringend zu sein, wie gelangte sie zu dieser ganz besonderen kulturgehichtlichen Stellung?

Deute wissen wir manches besser als unsere Altordner und Urkrieger. Wir lernen es schon aus der Schlußbahn, daß die Mistel eine scharfzahnende Pflanze, daß sie, um den Baum, auf dem sie sich anhebt, die Nährstoffe zu ihren eigenen Gunsten zu entnehmen, sogenannte Säfte in den Stamm treibt, daß sie weiterhin getrenntgeschlechtliche Blüten besitzt und daß aus der befruchteten weiblichen Blüte eine weiße Beere entsteht. Diese enthält einen äußerst süßen gallertartigen Reifeftoff, in dem der Same eingebettet liegt. Gewisse Vögel, welche diesen nachstellen, fügen nun für die Verbreitung der Pflanze, indem es leicht ist, daß der Same beim Fressen der fettrigen Stoffe an dem Schnabel des Vogels hängen bleibt und von diesem abgestreift wird, oder daß der Same unversehrt ins Darmrohr fällt, wo er keimt. Kommt nun in solchen Fällen der Same wieder auf einen gleichen Baum, den seine Eltern entpflanzten, so keimt er. Kommt er aber wie neue Untersuchungen zeigten, von dem Mutterbaume auf einen andern, einer andern Gattung angehörigen Baum, so zum Beispiel von einer Kiefer auf eine Pappel, so bezieht der Keimling auf der Pappel nicht, indem er bald wieder einkeimt. Daher kommt es, daß die Mistel stets auf gleichen Baumarten gefunden wird, es also mit andern Worten gesagt, verkehrte Wege Misteln gibt, deren jede an eine bestimmte Artzweige gebunden ist.

Unsere Forscher haben aber waren das alles noch unbekannt Dinge. Für sie hatte die Mistel eine Menge höchst merkwürdiger Eigenschaften. War es doch schon wunderbar genug, daß sie nicht wie alle andern Pflanzen auf der Erde ihren Wohlstand aufschlug, sondern in der Höhe der Baumkronen, so daß man allen Erdgrüß glaubte, sie wäre vom Himmel gefallen. Ihre Ernährungsweise war gleichfalls unbekannt und niemand konnte sich ihre Verbreitung erklären. Zu allem kam noch in so manchen Gegenden die große Seltenheit ihres Vorkommens. Mühte sie da nicht, gleich so manchen andern Pflanzen, ganz besondere Kräfte entwickeln, die sie über den Rang eines gemeinen Gewächses erheben? In der Tat gibt es in manchen Gegenden die Mistel noch jetzt als wichtiger Schutz gegen Verwundung. So werden in Bayern die Misteln gewöhnlich ein Hüßelchen daneben, durchs ganze Jahr in jedem Raume des Hauses aufbewahrt; das vertragen die Hexen nicht, so bleibt das Haus frei von ihrem bösen Wollen. Auch wohnt nach tirolischem Aberglauben der Hefelwurm, eine kleine weiße oder bunte Schlange, nur unter Hefelsträußern, auf denen eine Mistel wächst, nicht los, von den Blättern des Strauches, in deren jedes er ein kleines Loch bohrt. Wer ihn jängt, bei ist trübe, oder von ihm ist, kann sich unglücklich machen, erhält auch andere Zauberkünste, kann Schätze heben und die Kräuter lesen hören, wozu sie gut seien. Offenbar gibt auch hier die Mistel dem Hefelwurm zauberische Kräfte, welche durch Sympathie, die ja im Überfluge eine so große Rolle spielt, zunächst auf den Hefelwurm und sodann auf den Menschen übergehen. In Thüringen erteilt ein aus Bett gelegter Mittelzweig das Geheiß des Mittelwürdens.

Und wovon zur Zeit des Mittelalters mit seinen vielen Wunderlichkeiten herrschte so mancher Aberglaube in den zu unserer Mistel nur zu sehr geneigten Köpfen. Die Botanik reichte noch in ihren allerersten Kinderjahren und der Pflanzenkunde beschäftigte sich hauptsächlich damit, der Pflanze alle möglichen und unmöglichen wunderwirkenden Kräfte zuzuschreiben. Der Welt des Mittelalters ward befehrigt von den Klafften des Aberglaubens, der Geschieden und Krieger, und das meiste, was wir in den mittelalterlichen dichterischen, verfaßten „Krauterbüchern“ finden, geht auf jene Jurid. So auch die Verehrung der Mistel. Bereits Homer weiß von ihr zu singen.

Ihre vorhin kurz berührten Eigenschaften stempelten sie schon damals zur Wunderpflanze. Die Gattin des Gottes der Unterwelt, den Schlaf auf die Menschen niederzulegen, ja sie vermochte es selbst, mit dem Mittelzweig die Toten zu erwecken. Und da, won die Mistel

wuchs, barg der Baum, der sie trug, goldene Schätze, ja sie vermochte wohl selbst Gold zu beschaffen, gleich dem Himmelskühnel oder dem Felschen, unsern Frühjahrsboten, die nach alter deutscher Sage das gelbe Metall zu erstfließen vermochten.

Der berühmteste Naturforscher des Altertums ist aber Plinius, der in seinem vierbändigen Werke der „historia naturalis“ das gelamte naturwissenschaftliche Wissen seiner Zeit sammelte, planlos freilich und meist ohne eigenes Urteil. Er berichtet uns von dem wahren Mittelzweig der alten Gallien der Druiden, und schreibt im 11. Buche seiner Naturgeschichte: Die Druiden halten nichts für heiliger als die Mistel und den Baum, auf dem sie wächst, namentlich, wenn es eine Eiche ist. Sie wästen an sich schon die Eichenhaine und verrichteten ohne deren Laub kein Opfer. . . Ja sie glauben, alles was an den Eichen wächst, sei vom Himmel gelandt, und sehen dies als einen Beweis an, daß die Gottheit selbst sich diesen Baum gewählt hat. Die Mistel ist aber sehr selten, hat man sie gefunden, so wird mit großer Feierlichkeit dahin gezogen, vor allem am sechsten Tage nach dem Neumonde.

„Und so heißt der „Mistelzweig“ in der Druidenoper: „Norma“.

„Reufche Göttin, laß deine Strahlen Auf die Blätter leuchtend fallen, Lasse gnädig dein Antlitz glänzen Vollentes im Silberlicht! Ihres Mutes Eifer stille; Ungestüm nicht sei ihr Miße; Frieden laß auf Erden walten Wie dein Bild in heltem Licht!“

Von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbte sich der Glaube an die Mistel. Nach altergermanischem Mythos wurde Wodans Sohn von dem wilden Hider durch einen aus einem Mistelzweig verfertigten Pfeil getötet. Wodans Sohn war Hof oder Hof, der nordische Seidur, er vertrat die weltliche Sommer Sonne, die in fittlicher Beziehung den milden frommen Sinn, die sittliche Reinheit, Höflichkeit aber ist die winterliche Natur und so bedeutet sein Mord an Wodans Sohn das Sinnbild des Winterdes der Natur.

Eine ehrwürdige Vergangenheit knüpft sich an die Pflanze. Vängst glauben wir nicht mehr an das Viele, das später ihr zugeschrieben wurde, aber doch noch immer ein gut Teil geblieben, beweisen unsere Tage. Müge sie jedem das Glück bringen, das große Glück und die Sehnsucht nach schönem, sonnigen Tagen, die in jeder Menschenbrust wohnt.

## Springwurzeln.

Bulgarijische Erzählung von J. Geshow (früher Ministerpräsident in Bulgarien). Deutsch von Marie Beimerng.

(Nachdruck verboten.)

Die Welt ist alt und ich jung. Die Welt sagte mir, daß mein Herz leidenschaftig, ohne jedwede Ueberlegung eine Weggenoffin durchs Leben für mich wählen würde. Ich glaubte es nicht, denn — ich war jung und die Welt war alt! Da ich träumte ich von einer Braut, die schön, gebildet und reich sein sollte, wachte ich mich einer derartigen Träumerei widmete, festsetzte mit zwei dunklen Augen, die wie schwarze Kohlen funkelten, und zwei Lippen, die wie zwei roten Kirichen glühten. Und neben dem Munde waren zu jeder Seite süße Grübchen, die vor Freude zitterten, sobald ein Lächeln über das Gesicht huschte.

Diese Augen, diese Lippen und diese Grübchen gehörten einem jungen Mädchen. Es hieß Lala und war begabter, ein einfaches Bauerntind, aber unendlich reich. Ihr Reichthum bestand in ihrer Schönheit und ihre Bildung in — der Herzenseinfalt. Bekräftigt von ihrer Armut und Noth, wußte ich, wie ich sie auf der Wiege neben dem Dorfe traf, wohin der Weg mich beruflich oft führte.

Die Wiege breitete sich an der Brust eines Kindes aus, der den Wald umsäumte. Hinter dem Kusse und neben dem Walde lagen auf einem Hügel die grünen Getreidefelder. Ueberall wogte und duftete es von blühendem Leben. In der Ferne tauchten die Balkanberge auf aber „der alte Planin“, wie der Volksmund sagt, in hart bläuliche Nebel gehüllt. Wenn die Sonne des Morgens dieses göttliche Bild durchstrahlte, so schien sich ein ganz dünner Nebelschleier über das Waller zu ziehen, und selbst die einfarbigen Steine schimmerten im zöhligen Glanze des Laues. Eine erstrahlende Kniee hing vom Kusse auf und am Strande blühte der rote Klee. Kräftige Armeien eilten geschäftig hin und her. Mit ängstlichem Schreien hob die Vögel sich hoch in die blauen Lüfte, und die Wädeler luden Schuß von fetten Rebhühnern verschmeckt. Manfarbige Grassmädder flatterten von einem Zweig zum andern und die Schneise ergriffen sich an ihrem Ebenbilde im Flüsse. Die blühende Wiege strömte einen bezaubernden Duft aus, der wie der Atem der Jugend frisch und kräftig war. Vom weitem ließ sich das süße Liebes-Hüßtern girrende Lauben vernehmen. Das ganze Leben rundherum atmete Liebe. Die Nachtigall sang ihr Lied und der junge Hirt blies die Flöte zu Ehren seiner Braut. Hier in dieser ungewöhnlichen Verhüllung von Schönheit, Wohlthun und Blumenwelt begegnete ich zuerst der jungen Lala. Hier mit ihr zu plaudern und über den grünen Teppich zu schreiten war ein Kuß. Hatte ich keinen Anlaß, nach ihrem Heimatsdorfe zu gehen, so ludte ich irgend einen Vorwand dafür zu finden. Und ein unerklärliches Etwas zog mich beständig nach jener Wiege, und wenn ich auch genau wußte, daß ich vielleicht nur einen Blick, ein halbes Wort von ihr erhalten würde. Und ich hatte doch von einer reichen, gebildeten Frau geträumt! —

Erschlich beschäftigte mich der Gedanke an ein reiches, gebildetes junges Mädchen, als ich einst wieder Lala erblickte. Sie ging ins Dorf. Ich trat an ihre Seite und wir begannen zu plaudern. Die Sonne leuchtete die Vögel sangen und die Blumen dufteten weit schöner als je zuvor. Es war gerade so, als wäre die Natur ein besonderes Fest, und diese Festimmung spiegelte sich auch im ganzen Wesen des schönen Kindes wider. Nach allem, schien es mir, war sie so lieb, so hergennügend und so reipoll, wie an jenem Tage. Als ich sie ansahste und ganz in den Bann ihrer Armut geriet, fragte ich mich unwillkürlich: „Warum läßt der liebe Gott es so, daß wir beim Mittelzweig noch Reichthum und Können suchen? Genügt denn nicht ihre Schönheit allein?“ Und wie ich personlich diesem Gedanken nachhing, bildete sich Lala und pflichtete irgend ein Kräußlein. „Was hast du da?“ fragte ich. „Ein Dreifolge. Ich glaube, er hätte vier Blättern und es wäre eine Springwurzeln, daher pflichtete ich ihn auch. Ich habe mich aber geirrt, es sind ja nur drei Blättern.“ So sprach sie und erstörte tief. „Wozu brauchst du denn die Springwurzeln?“

„Um einen Schatz zu entdecken.“ „Verstehst denn die Springwurzeln da?“ „Gern, und auch dazu, um durch verfallene Türen zu dringen.“

„Kann man damit auch in ein Herz eindringen, liebes Kind?“ fragte ich, aber sie gab keine Antwort. „Ich habe es nämlich gehört, daß die Springwurzeln den Zugang zu einem Herzen erschließen kann!“

„Wirklich?“ fragte sie. „Als ob sie sich dieser Frage schämte, erstörte sie vor neuem und senkte so demüthig und verwirrt ihre Augen, daß ich mir Verwundung machte, jene Worte gesagt zu haben.“

Wir setzten unseren Weg fort. Lala bildete andauern und aufmerksam nach unten. Sie sprach kaum und wandte keinen Blick nach mir. So starr hielten sich ihre Augen auf den Boden, als sah sie nach irgend einer Höhle, in der sie sich und ihre Verlegenheit verbergen könnte. Wie angezogen blieb sie an einer Stelle stehen, bildete sich, pflichtete eine Pflanze und richtete sich, dann hoch auf. Die Sonne leuchtete, die Vögel sangen, die Blumen dufteten. Als Lala sich erhob, war sie aber heller wie die Sonne, lächer wie die Vögel, amnütiger wie die Blumen. Ein Karmin bedeckte ihr Gesichtchen und ein Leuzer der Erleichterung entließ ihrer Brust. Und zwei Vertränen schimmerten an ihren Wimpern. Schüchtern flüßerte sie mir zu: „Diesmal glaube ich aber eine Springwurzeln gefunden zu haben!“ Als sie das sagte, zeigte sie mir ein Kleeblatt mit drei gemündlichen Blättern und einem lo winzigen, das kaum größer war als ihre Wangengrübchen. Das Mädchen sah mich feststarr an und legte mit feierlicher Gebärde das Kräußlein auf meine Brust, oder vielmehr dicht neben mein Herz.

„Wir liefern meine eigenen Worte ein: „Die Springwurzeln vermag ein verfallenes Herz zu öffnen.“ Ich bildete dabei Lala an.

Sie weinte, und ich erkannte, daß sie vor Freude weinte. Ihre Liebe zu mir, die stürmlich emporgeblüht war, krahnte in ihren Augen, in ihren Tränen, in ihrer ganzen Erscheinung aus und fand ein lautes Echo in meinem Herzen.

Vergessen waren meine Tränen an eine reiche und gebildete Braut. Ich hat Lala, die Kleine zu sein. Ich hielt mich Wort, und Lala ist jetzt die Meine. Ihre Sonne hat keine Flecken, unser Paradies keine Schlange. Ich denke nie mehr an eine reiche, gebildete Frau, und Lala sucht keine Springwurzeln mehr, um einen Schatz zu entdecken. In allem sind wir einig, nur in einer Sache geben unsere Meinungen auseinander. Sie ist überzeugt, daß die Springwurzeln ihr mein Herz erschlossen hatte, und ich sage — es kam von ihren Augen, von ihren Tränen und von ihrer Liebe.

Ich bin jung und die Welt ist wie früher alt, aber ich glaube, daß das Herz auch ohne Ueberlegung uns auf die Lebensgefährtin hinweist.

Ich glaube ferner, daß das Herz daran recht tut, den Brautgar nicht erst zu fragen. Allerdings weiß ich nicht, ob die Welt mit mir hierin einverstanden ist. Nachforschlich nicht! Wer weiß! Sind wir ja auch im Alter so sehr verschieden, sie ist längst alt und ich bin noch jung! —

## Preis-Rätsel.

Rahmenrätsel. Die Buchstaben in den untenstehenden Worten sind in den nebenstehenden Rahmen in der Weise einzutragen, daß die vorgeordneten Reihen beibehalten werden: 1. Strenggeheim, 2. Schlachter in Frankreich, 3. Konduktionsmittel, 4. Deutsche Sprache, die lehrtauchten Reihen von links nach rechts. 1. Russische Kanalarie, 2. Italienscher Räuber, 3. Verbindungsartillerie, 4. Einbringen unserer Bedürfnisse.



Auflösung des Preisrätsels aus Nr. 52: 123456 Berlin.

## Auflösung der Zerschnitt-Aufgabe.



Die Namen der Rätselsteller folgen in der nächsten Nummer des Unterhaltungsblattes.

Briefe erbitten: Hans Wolff hier, und zwar: „Amerikanisches Ebenholz“ von Friedrich Gerstländer und Dr. Ernst Köhlsch, und zwar: „Dürl Tomis Sütte“ von Saret Beecher Stone.

Bitte! In den Tagen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis nächsten Donnerstags mittags in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätselung“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein, auch empfiehlt es sich, das Alter des Einbringers anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.